

Neben seiner Hamburgischen Tätigkeit ist Eugen Jochum ständiger Gastdirigent des Berliner Philharmonischen Orchesters, mit dem ihn große Reisen durch Deutschland und ins Ausland führten. In Berlin dirigiert er das Orchester in einem eigenen Zyklus von Abonnementskonzerten. Auch eine ganze Reihe von Schallplatten hat Jochum mit den Berliner Philharmonikern bespielt.

Eugen Jochum galt als ein „Protegé“ Furtwänglers, mit dem er äußerlich manches gemeinsam hat. Die gleiche schlanke, hoch aufgeschossene Figur, die langen Arme — beides macht naturgemäß die Technik ihres Dirigierens ähnlich. Möglich, daß bei dem jungen Jochum das Vorbild auch Nachahmung herausgefordert hatte. Sicher aber, daß beide rein körperlich prädestiniert sind für jene eine Hälfte des Dirigententums, für das schauspielerische, das sozusagen handgreifliche Nachschaffen der Partitur, das auf die Orchestermusiker wie auf das Publikum zu wirken hat.

In der inneren Artung sind beide von einander unterschieden, und Jochum durchaus ein Eigener. Was ihn auszeichnet, ist seine Leidenschaft, seine schwärmerische Besessenheit, sein ungestümes, heute von höchster Reife allerdings gezähmtes Temperament. Man muß ihn als Operndirigenten beobachtet haben, wie er mit der Bühne atmet, wie er sozusagen mit den Sängern singt und ihnen ihr Recht schafft im Ausgleich mit dem Orchester, wie er aber auch aus dem Orchester dramatische Wirkungen von höchster Schlagkraft herausholt. So ist es auch im Konzertsaal, wo er die Werke darbietet in einem ununterbrochenen warmen Gefühlsstrom.

Natürlich ist sein Programm kein Zufall, sondern ein Bekenntnis. Es ist ein Dreiklang deutscher Musik, in dem die Romantik den Grundton angibt.

Jochum beginnt mit Carl Maria von Webers „Freischütz“-Ouvertüre. Musik aus der Herzkammer deutschen Wesens. Es ist alles da. Die Poesie des deutschen Waldes. Die Sternenhelle des Guten. Die Nachtschauer des Bösen. Und es endet mit dem Sieg des Guten über das Böse, in einem strahlenden C-Dur, wie es nur noch einmal geschrieben wurde, in Wagners „Meistersingern“.

Und noch einmal Romantik: Schuberts h-Moll-Sinfonie. Es existieren nur zwei Sätze. Schubert hatte sich mitten in der Arbeit andern Plänen zugewandt. Ganz aufgegeben war die Sinfonie nicht. Wir kennen die Skizzen zu einem Scherzo. Warum Schubert die beiden fehlenden Sätze nicht komponierte, wissen wir nicht. Laune der schöpferischen Natur? Äußere Gründe? Ein Vorhang hängt davor. Es wird immer Geheimnis bleiben. Beinahe blieben uns auch die beiden Sätze versagt. Schuberts Freund Anselm Hüttenbrenner hatte das Manuskript allzu sorgfältig verwahrt — erst nach 43 Jahren kam es an die Öffentlichkeit. Als „Unvollendete“ ist das Werk bekannt und populär geworden. Weniger durch die grenzenlose Melancholie seines ersten Satzes als mit dessen von den Celli zum erstenmal angestimmtem Gesang, den man einmal die „berühmteste Melodie der Welt“ genannt hat. Und doch ist auch diese Sinfonie mit ihren zwei Sätzen in sich „vollendet“. Es ist der gleiche Fall wie bei Anton Bruckner (zu dem sich Jochum übrigens nicht weniger stark hingezogen fühlt). Auch dessen Sinfonie-Reihe schließt mit einer „Unvollendeten“, der Neunten, und beide Sinfonien enden mit seraphischen Klängen ihrer langsamen Sätze, mit Klängen, die aus dem offenen Himmel zu kommen scheinen.

Zu Schubert ist die 7. Sinfonie Beethovens so etwas wie ein klassisches Gegenstück. Namentlich der zweite langsame Satz, fast ein Trauermarsch, ist, auch mit seinem aufgehellten Dur-Mittelsatz, hoch romantisch. Und das Scherzo deutet mit seiner gespenstigen Farbe, seinem wilden Rhythmus schon auf das Scherzo Bruckners hin. Dessen Welt wird auch im „Trio“ beschworen, wo Beethoven eine österreichische Wallfahrerweise verarbeitet. In den beiden äußeren Sätzen herrscht ein federnder, ungestümer Rhythmus vor, der Richard Wagner veranlaßte, diese Sinfonie — in einer kongenialen Wesenschau — eine „Apotheose des Tanzes“ zu nennen.

Es ist, wie man sieht, eine in sich geschlossene Welt, die uns aus dem Programm Eugen Jochums entgegentritt. Das Weltbild eines deutschen Musikers.

Dr. Karl Laux.